

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 38 (1944)
Heft: 8

Artikel: Die Ausgebombten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925900>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Ausgebombten

1. Im Hochbunker

Ein Schweizer, der aus Hamburg heimgekehrt ist, erzählt im «Schweizer Spiegel» (Februar 1944): Am 25. Juli wollte für Hamburg der Morgen nicht anbrechen. Es war bereits sechs Uhr früh. Die Sonne hätte schon längst scheinen sollen. Aber der Himmel blieb vollkommen schwarz. Rauch- und Rußschwaden durchzogen die Luft. Auf den Straßen lag zentimetertief Staub, Ruß und Asche. Auch die Kleider und Gesichter der Menschen waren mit dichtem Staub und Ruß überzogen.

Ich suchte mein Geschäft auf. Nur ein Trümmerhaufen war davon übriggeblieben. Es war unmöglich, irgendwelche Ware retten zu wollen. Keiner der Angestellten war auf dem Platz. Ich konnte auch nichts über sie erfahren. Ob sie noch am Leben waren?

Die Dunkelheit blieb bis nachmittags drei Uhr. Dann begann ein Dämmerzustand. Und bald brach wieder völlige Nacht über die rauchende Stadt herein. Der Anblick der brennenden Häuser und flackernden Gasleitungen in den Straßen war schauerlich. Ich kam schließlich mit meiner Frau und meinem ältesten Sohn in einem der öffentlichen Hochbunker unter. Das sind vier- bis sechsstöckige, häuserförmige Zementblöcke mit über zwei Meter dicken Dächern.

Verwandte und Bekannte in den nichtbombardierte Stadtteilen hatten uns in ihre Wohnung eingeladen. Aber ich hatte abgelehnt. Der Bunker schien mir mehr Sicherheit zu bieten. Meine Frau war völlig zusammengebrochen. Sie hätte die Schrecken eines zweiten Nachtangriffes nicht mehr ertragen. Wir waren darum froh, als wir im Bunker Unterschlupf fanden. In seinem mittlern Stockwerk suchte ich mich mit den wenigen geretteten Sachen einzurichten.

Die erste Nacht im Bunker verlief ruhig. Die Nacht vom 27. auf den 28. brachte den größten Angriff. Der Beginn des Fliegeralarms wurde von Mund zu Mund weitergegeben. Bald fielen die ersten Bomben. Die dicken Mauern des Bunkers zitterten wie von einem starken Erdbeben. Die Aufregung stieg bis zur Hysterie¹. Die Häuser der Umgebung und der Bunker selbst schienen im Mittelpunkt des Angriffes zu stehen. Wir erhielten einen Volltreffer auf das Dach. Der Bunker hielt der ungeheuren Erschütterung stand. Es kam uns wie ein Wunder vor.

Immer mehr Menschen drängten sich in den Bunker hinein. Sie waren ohne Hab und Gut, oft ohne Strümpfe und Schuhe oder ohne Kleidung aus ihren brennenden Häusern geflohen. Verletzte, Schwerverwundete und

¹ Die Hysterie ist eine Nervenkrankheit. Hier bedeutet das Wort wohl Unvernunft, Wahnsinn, krankhafte Verwirrung.

Sterbende aller Altersschichten waren dabei. Auch Kinder, die ihre Eltern verloren hatten, und Eltern, die erst im Bunker merkten, daß ihnen die Kinder fehlten. Alle schrien laut nach ihren Lieben.

Man erzählte sich Fürchterliches. Manche erstickten auf der Flucht, weil ihnen die mächtigen Brände die Luft entzogen. Andere verbrannten im Phosphor zu schwarzverkohnten Klumpen. Frauen, Männer, Kinder lagen tot auf den Straßen, zum Teil mit abgerissenen Gliedern.

Der Bunker sollte höchstens 700 Menschen aufnehmen. Nach und nach aber war ihre Zahl auf 3000 gestiegen. Die Hitze wurde unerträglich. Die Beleuchtung und die elektrische Lüftung waren unterbrochen. Die Luft war so schlecht, daß keine Kerze mehr brennen wollte. Die Panik¹ ergriff selbst die Ruhigsten. Die Wasservorräte waren schnell aufgebraucht. Ebenso die Arzneien und das Verbandzeug. Den kleinen Kindern fehlte die Milch. Sie weinten stundenlang. Ihre Mütter verzweifelten fast. Man hörte Verwünschungen und Drohungen. Einige alte Leute verloren den Verstand und redeten irre. Andere versanken vor Übermüdung in einen totenähnlichen Schlaf.

Gegen vier Uhr morgens wurde Endalarm gegeben. Nun entleerte sich der Bunker langsam. Viele schliefen in den Gängen auf dem bloßen Boden. Man mußte sie gewaltsam wecken. Sonst wären sie zertreten worden. Alle schleppten Koffern und allerlei Hausrat mit. Das bereitete in den dunkeln, engen Gängen ungeheure Schwierigkeiten. Wir konnten nur langsam und nur meterweise vorrücken. Erst um halb drei Uhr nachmittags erreichten wir den Ausgang. Ein unbeschreibliches Bild der Verwüstung bot sich uns dar. Alles Brennbares war restlos verschwunden. Meterhoher Schutt bedeckte die Straßen. Jedes Vorwärtskommen schien unmöglich. Noch hörte man vereinzelt Zeitzündler² platzen und Hauswände einstürzen.

2. Die Flucht

Alle waren beim Verlassen des Bunkers nur von einem Gedanken be-seelt: Fliehen! Fliehen! So rasch als möglich weg von dieser Stätte des Grauens. Aber wie? Jeder Verkehr hatte aufgehört. Nochmals verbrachten wir eine Nacht im Bunker. Unterdessen waren Soldaten angerückt. Sie räumten in einigen Hauptstraßen den größten Schutt weg. Mit Kohlenautos und andern Wagen holten sie uns im Bunker ab. Wir fuhren aufs Land hinaus, ohne das Ziel zu kennen. In der Nähe Hannovers kamen wir mit Tausenden von Flüchtlingen in ein Sammellager.

¹ Panik = ansteckender sinnloser Schrecken, Bestürzung, Verwirrung.

² An den Patronen, Granaten, Bomben, Minen und andern Geschossen hat es Zündler. Diese Zündler entzünden die Sprengladung. Sie sind oft mit einem Uhrwerk verbunden. Das Geschöß, die Bombe, Granate usw. explodiert dann erst nach Stunden oder Tagen.

Hier war das Land noch unversehrt; die Menschen sahen noch menschenähnlich aus. Das tat wohl und hob die Stimmung wieder etwas. Doch war überall der Wunsch zu spüren: Wenn nur der schreckliche Krieg aufhört, sei er gewonnen oder verloren!

Bei der hannoverschen Bevölkerung fanden wir zum Teil wenig Verständnis. Man hatte zum Beispiel für uns drei ein Zimmer beschlagnahmt. Die Wirtsleute verweigerten uns die Aufnahme. Sie sagten, sie seien nur verpflichtet, eine Frau mit einem kleinen Kinde aufzunehmen. Wir aber seien eine ganze Familie. Wir mußten uns an die Polizei wenden. Erst mit ihrer Hilfe konnten wir unser Quartier beziehen. Diese Erfahrung bedrückte uns schwer. Wir kamen uns als Ausgestoßene der Menschheit vor.

Die ausgebombten Hamburger hofften, man bringe sie in der Nähe ihrer Heimatstadt unter. Das war nun eine Täuschung. Man führte die einen weit nach Osten, in die Nähe Danzigs. Die andern wurden nach Bayern verbracht. Auch wir drei kamen nach Bayern. An beiden Orten spricht man und denkt man anders als in Hamburg. Das führte bald zu Unzufriedenheit und allerlei Reibungen.

Da und dort verweigerte man den Flüchtlingen die einfachsten Dinge, zum Beispiel Löffel, Teller, Tassen, die Mitbenützung der Küche. Die Bevölkerung stellte sich bald feindlich ein zu ihren unfreiwilligen Gästen. Es liefen allerlei Greuelnachrichten um. Man erzählte von Schlägereien, von Zerstörungen in den zugewiesenen Quartieren.

Dazu kam, daß viele Ausgebombte gar nichts hatten retten können. Sie bemühten sich um Bezugsscheine für Wäsche, Kleider, Tischgeräte. Die Ortsbehörden waren nicht vorbereitet. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Die ersten zwei Wochen vergingen mit dem Ausfüllen von Formularen. Man mußte Bezugsscheine haben für eine Tasse, einen Löffel, eine Krawatte usw. Schließlich hatte man die Scheine in der Hand. Aber nun fehlte das Geld. Nach langem Hin und Her bekam man etwas Barvorschuß. Aber er war recht knapp bemessen. In manchen Familien wollte die Not kein Ende nehmen. Sie glaubten, ein Anrecht auf Hilfe zu haben. Und sie empfanden es als Unrecht, für das kleinste Ding fast betteln zu müssen.

In Hamburg hatten alle gewünscht, die Stadt recht bald verlassen zu können. Nun wünschten die gleichen Menschen, bald wieder in Hamburg zu sein.

(Schluß folgt)

*Mit einem Herrn steht es gut,
der, was er befohlen, selber tut.*

Spruch von J. W. Goethe